~Der Hausfreund~

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 38 Lemberg, am 27. September (Scheiding) 1931



8)

Feddersen nickte ein paarmal mit dem Kopfe.

„Ja, ja, wenn man sich so verschlossen hält vor der Welt — wie soll es dann hörbar werden, dieses — Spatzenpfeifen? — Aber Scherz beiseite und kurz heraus: Ich habe die Absicht, Sie — zum Teilhaber meiner Fabrik zu machen.“

„Herr Feddersen —“

„Ueberrascht Sie das?“

„Außerordentlich sogar.“

„Haben Sie denn niemals daran gedacht, daß ich Sie meiner Fabrik erhalten möchte?“

„Als Ihr Direktor —“

„Der mir eines schönen Tages auf und davon gehen kann.“

„Mit meinem Willen niemals.“

Wie Genugtuung flog es über Feddersens Züge.

„Das zu hören, ist mir gewiß sehr angenehm und ich weiß, daß Sie keine leeren Worte machen und dennoch — es genügt mir nicht. Wenn ich Ihnen diesen Vorschlag mache, so ist es wohlüberlegt und ich weiß, was ich tue. Nun möchte ich wissen, wie Sie sich dazu stellen, Herr Volkers.“

Georg Volkers hatte seine Ueberraschung noch nicht ganz verwunden.

„Sie wollen mir eine große Ehre erweisen, Herr Feddersen —“

„Ach was, Ehre — darauf kommt es hier augenblicklich nicht an,“ unterbrach ihn Feddersen. „Wir sind beide Geschäftsmenschen und müssen die Sache vom kühlen Standpunkt aus betrachten.“

„Gut,“ erwiderte Volkers aufatmend, „dann muß ich Ihnen gestehen, daß es mir augenblicklich an dem flüssigen Kapital fehlt, um mich an Ihrer Fabrik beteiligen zu können.“

„Kapital? Wer spricht denn von Kapital? Tragen Sie dieses Kapital nicht in sich, in Ihrem Geist, Ihrer Arbeit, Ihrem Schaffen und Denken für die Fabrik? — Nein, Herr Volkers, so war das nicht gemeint. Das Kapital an Geld gebe ich — das an Kenntnissen und Schöpferkraft — Sie — so ist der Ausgleich da.“

„Sie denken sehr groß. Herr Feddersen,“ entgegnete Georg Volkers.

„Im Gegenteil, mein Lieber, sehr egoistisch,“ berichtigte Feddersen. „Ich will Sie fesseln, halten — ich will, daß mein Werk nach meinem Tode nicht verloren geht oder in fremde Hände kommt, sondern meiner Tochter, meinem einzigen Kinde, erhalten bleibt. Um Helgas willen.“

Um Helgas willen, dachte Volkers und das Blut schoß ihm jäh nach dem Herzen. Was meinte Feddersen damit?

„Sie sollen sich natürlich nicht sogleich entscheiden,“ fuhr der Fabrikbesitzer fort, „sondern sich die Sache in aller Ruhe überlegen. Gut Ding will Weile haben.“

„Allerdings,“ stimmte Volkers zu, „Ihr geschätztes ehrenvolles Anerbieten kam mir zu unerwartet, als daß ich mich schon jetzt dazu äußern könnte. Eigentlich müßte ich mit beiden Händen zugreifen, so verlockend ist es, aber — ich bin nun einmal ein etwas schwerfälliger Mensch —“

„Aber gewiß, gewiß doch,“ fiel der Fabrikant ihm ins Wort, „ich dränge Sie nicht. Sie werden von selbst kommen, wenn es so weit ist und — wie auch Ihre Entscheidung ausfallen mag, in unserem bisherigen Verhältnis zueinander soll es keinen Wandel schaffen.“

„Dafür wäre ich Ihnen dankbar,“ sagte Volkers und strich sich über die hohe Stirn, hinter der es von den seltsamsten Gedanken und Empfindungen arbeitete und flutete. Nach einer Weile des Zögerns gab er sich plötzlich einen Ruck:

„Herr Feddersen, Sie haben mir durch Ihr Anerbieten ein Vertrauen bewiesen, das ich um so höher bewerten muß, weil Sie es mir ohne Vorbehalt gaben, ohne zu fragen: wer bist du eigentlich — bist du dessen auch würdig? Sie haben mich noch nicht einmal nach meiner Vergangenheit gefragt, nicht nach meinen einstigen Zielen — kurz, nicht nach meinem Vorleben.“

Ah! dachte Feddersen mit Befriedigung, kommt er von selbst auf das, was ich von ihm erforschen wollte? Um so besser. Aber was meint er mit seinem Vorleben? War darin nicht alles so lauter, wie es sein Leben und Wirken hier bewiesen hatte? Eine fieberhafte Spannung lebte in ihm, etwas über dieses Mannes Leben zu erfahren.

„Nein, ich habe nicht danach gefragt,“ erwiderte er, seine Erregung unterdrückend, „weil die Empfehlungen und Zeugnisse, die Sie mitbrachten oder vielmehr, die Ihnen vorangegangen waren, mir anfangs genügten; darauf habe ich Sie im Laufe der Zeit persönlich schätzen gelernt. Doch gestehe ich es gern ein, daß es mich außerordentlich interessieren würde, etwas aus Ihrem früheren Leben zu erfahren. Sie sagten mir einmal, daß Sie mit 18 Jahren, nachdem Sie das Abiturium eines Gymnasiums gemacht hatten, nach Amerika ausgewandert wären.“

„So ist es.“

„Geschah das aus Abenteuerlust?“

„Ein wenig wohl,“ gab Volkers zu. „Die Sehnsucht, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, war schon als Knabe in mir; dennoch lockten mich noch andere Ziele.“

„Hm,“ machte Feddersen, „Sie wollten Ihren Gesichtskreis erweitern, Ihre Kenntnisse und Erfahrungen auf industriellem Gebiete bereichern.“

Ein Lächeln umspielte jetzt Volkers Züge.

„Nein — ganz andere Ziele führten mich in die Ferne, mit ganz anderen Plänen und unter anderen Voraussetzungen zog ich damals — es war im April 1914 — in das Leben hinaus. Ich ging auf ein Schulschiff und wollte Offizier werden.“

„Ah!“ machte Feddersen überrascht, „doch erzählen Sie weiter, Herr Volkers.“

„Wir steuerten zunächst nach Südamerika,“ fuhr Volkers fort. „Mit Feuereifer tat ich meinen Dienst auf dem Schiffe und ließ alle Schönheiten der Fahrt, wie auch alle Gefahren auf mich wirken mit jener jugendlichen Begeisterung und Feuerkraft der Seele, die die ganze Welt erobern möchte. Im Hafen von Coquimbo, nördlich von Valparaiso legten wir an. Hier überraschte uns die niederschmetternde Kunde von dem Ausbruch des Krieges. Wir waren abgeschlossen, sahen keine Möglichkeit, in das Vaterland zurückzukehren. So mußten wir tatenlos dem großen Völkerringen zusehen. In wildem Grimm und Verzweiflung habe ich damals die Zähne zusammengebissen, aber auch die abenteuerlichsten Pläne, die wir schmiedeten, um in das Vaterland zurückzukehren, scheiterten an der Aussichtslosigkeit. Der Rückweg blieb uns versperrt.

Hier hielt Georg Volkers einige Minuten inne und starrte in finsterem Schweigen ins Leere. Dann, noch ehe Feddersen einen Einwurf machen konnte, erzählte er weiter:

„Unsere Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges erfüllte sich nicht. Zuerst erhielten wir überhaupt keine Nachricht aus Deutschland, denn wir waren gänzlich abgeschlossen; später kamen vereinzelte, meistens falsche Meldungen auf Umwegen zu uns. Wir alle, die ganze Mannschaft des Schiffes, mit Ausnahme der wenigen, die sich auf fremden Schiffen als Heizer nach Deutschland durchzuschmuggeln versuchten und dabei größtenteils ihr Leben einbüßten, tat weiter ihren Dienst auf dem Schiffe. Auch ich blieb, wurde Offizier und tat meine Pflicht vier Jahre hindurch. Da endlich kam die Kunde vom Waffenstillstand und dem Kriegsende. Nun hätte ich nach Deutschland zurückkehren können, aber dort brach der Bruderkrieg aus — die Revolution und alle Schrecknisse des Nachkrieges. Sie würden mich nicht geschreckt haben, jedoch die Nachricht von dem im Januar 1918 erfolgten Tode meiner Mutter erschütterte mich derart, daß ich mich zur Heimkehr noch nicht entschließen konnte. Zudem schrieb mir mein Vater, ich sollte, wenn irgend möglich, noch in Amerika bleiben, da sich für mich als ehemaligen Marineoffizier — das Heer war aufgelöst und unser Schiff in feindliche Dienste getreten — keine passende Stellung in Deutschland werde finden lassen und er selbst sowie mein jüngerer Bruder hatten schwer zu kämpfen, um sich durchzuschlagen. Sollte ich ihre Not vergrößern helfen? — So blieb ich. Ein mir bekannter deutscher Großkaufmann in Valdivia nahm mich in sein Kontor auf und — so wurde ich Kaufmann. Alle meine Ideale mußte ich begraben, mich vollständig umstellen, aber ich arbeitete mich ein und errang mir bald meines Prinzipals Vertrauen. Allmählich jedoch wurden mir die Verhältnisse in Valdivia zu eng — es zog mich fort. So ging ich nach Nordamerika, nach Newyork und zuletzt nach Chicago. Von der Pike auf habe ich lernen müssen, bis ich zum Leiter der Fabrik aufstieg, dessen Besitzer mich Ihnen empfahl. Doch endlich wollte ich nach Deutschland in die Heimat zurück und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit. Durch meine Stellung wurde es mir bekannt, daß Sie, Herr Feddersen, mit meinem Fabrikherrn in Chicago geschäftlich befreundet waren. Ich selbst zog Erkundigungen ein, erfuhr, daß Sie einen Direktor für Ihre Werke suchten — mein Chef vermittelte auf meinen Wunsch das Uebrige — und so kam ich hierher. Mit welchen Gefühlen kehrte ich in die Heimat, in diese arme, geknechtete und so heiß geliebte Heimat zurück! Nur wer die seelischen Qualen, wie ich sie durchmachte, kennt, kann ermessen, wie mir zu Mute war, als ich zum ersten Male wieder den heiligen Boden des Vaterlandes betrat. Es galt nicht nur das Wiedersehen, die Rückkehr an sich, es galt eine Aufgabe zu erfüllen, das Brandmal von meiner Stirn zu wischen, das mir wie ein Kainszeichen darauf eingegraben stand und wie Feuer brannte."

„Welches Brandmal?" fragte Feddersen, der bisher ergriffen und schweigend der Schilderung Volkers gelauscht hatte, jetzt erschreckt dazwischen ... Gab es doch einen dunklen Punkt in dem Leben dieses Mannes? Hatte er etwas begangen?

„Das Brandmal, daß ich nicht mit dabei war, als meine Brüder für die höchsten Güter, für das Vaterland ihr Blut und Leben einsetzten. Daß ich untätig in fernem Lande zusehen mußte, daß ich sie kämpfen, leiden und sterben ließ für mich."

„Ah!" machte Feddersen tief bewegt. „Das ist das Brandmal, von dem Sie sprachen?"

„Das ist es," bestätigte Volkers, „und ich sage Ihnen, es brennt mir noch heute auf der Stirn. Darum zog ich mich zurück, weil ich es nicht wagte, jemand in die Augen zu schauen, am wenigsten denen, die mit dabei gewesen waren. Mußte ich darin nicht den Vorwurf lesen: du, der du als Offizier am ersten dazu berufen warst, bist nicht mit uns gegangen, du hast dich gedrückt, als wir in Schrecken und Not waren?"

„Herr Volkers, das war nicht Ihre Schuld," warf Feddersen ein.

„Nicht Schuld, aber Verhängnis, und das muß ich wett machen. Rein und makellos will ich wieder vor meinen Brüdern stehen, durch strenge Pflichterfüllung will ich mir die Achtung meiner Landsleute und meine Ehre zurückerobern."

„Sie seltsamer Mensch!" rief der Fabrikant bis ins Tiefste gepackt. „Wollte Gott, es dächten noch viele wie Sie." Warm umschloß seine Rechte die seines jungen Direktors. „Durch das, was Sie mir soeben bekannt haben, sind Sie mir noch wertvoller geworden als bisher und ich bin noch fester davon überzeugt, daß ich mein Werk keinem Würdigeren anvertrauen kann als Ihnen und daß es nichts gibt, was mich zur Zurücknahme meines Anerbietens veranlassen könnte. Wie Sie selbst auch darüber denken mögen, ob Sie mir eine Zusage oder Absage bringen, nichts wird meine Hochachtung erschüttern und diese Hochachtung haben Sie sich bereits in dem Kreise, darin Sie schaffen, errungen, vom höchsten Angestellten bis zum einfachsten Arbeiter der Fabrik und weit über die Grenzen der Fabrik, über Neumünster und Holstein hinaus."

„Ich bin in mein Vaterland gekommen, um an meinem Teile in engbegrenztem Kreise aufbauen zu helfen," erwiderte Volkers schlicht, „und wenn es mir gelingen sollte, von diesem Kreise aus weiter zu wirken für das Wohl des ganzen Vaterlandes, so würde ich wieder freier atmen können, den Fleck von meiner Seele waschen und wieder froh bekennen dürfen: Auch ich gab mein Teil und zahlte meinem Vaterlande den schuldigen Tribut."

„Sie haben ihn längst gezahlt. Und nun mein lieber Volkers, wissen Sie, wie ich über Sie denke und welche Hoffnungen ich in Sie setze. Ueberlegen Sie sich die Sache und kommen Sie wieder zu mir, sobald Sie sich entschlossen haben."

„Ich werde kommen."

Beide Männer schüttelten sich die Hände und darauf verließ Volkers seinen Chef.

*

Georg Volkers trat seinen gewohnten Gang durch die Fabrikräume an, gab Anweisungen, ließ sich Bericht erstatten und zuletzt suchte er sein Kontor auf, um zu arbeiten. Aber er war nicht bei der Sache. Wild stürmten die Gedanken auf ihn ein und drängten sich dazwischen. Sein Blut pulste in den Adern und raubte ihm die kalte Ruhe, die zum Arbeiten nötig war. Schließlich gab er es auf, sprang in die Höhe und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. Wie war es möglich, eine sachliche Arbeit zu leisten, wo sein ganzes Wesen in Aufruhr stand? Es war etwas in sein Leben getreten, so ungeheuerlich, so unvorhergesehen, es hatte ihn erschüttert bis in die Grundtiefen seiner Seele. Damit mußte er zunächst ins Reine kommen, innerlich damit fertig zu werden suchen, ehe er wieder der kühle, nüchterne Mensch wurde, den er für seinen verantwortungsvollen Posten brauchte. Er rannte einige Male im Zimmer umher, aber bald wurde es ihm zu eng. Fabriklärm und Fabrikluft raubten ihm die Fähigkeit des klaren Denkens. Allein mußte er mit sich sein, allein und einsam, durch nichts Aeußerliches beeinflußt und gestört. Kurz entschlossen nahm er seinen Hut und rannte hinaus durch einsame Gassen bis vor die Tore der Stadt, wo er auf der Landstraße keinem Menschen mehr begegnete.

Hier verlangsamte er seine Schritte. Es war ein heißer Julinachmittag und die Luft war nicht besonders erquickend. Dennoch fühlte er den wohltätigen Einfluß der Luft und Einsamkeit auf sich wirken. Die Ruhe und Ueberlegung kehrte ihm zurück und nun war er erst imstande, das, was Feddersen ihm heute angeboten hatte, klar zu durchdenken und erwägen.

Er sah ein Ziel vor Augen, das er sich nie hatte träumen lassen! Teilhaber der Fabrik, Besitzer, Erbe — seine Zukunft gesichert, ein weites Feld für seine Pläne und Arbeitskraft, nicht mehr abhängig von anderen, sondern frei schaffen könnend, nur sich selbst Rechenschaft gebend und wirkend für das Wohl der ihm Unterstellten und darüber hinaus für des Vaterlandes Aufstieg und Ehre. Welches hohe, verlockende Lebensziel! Er wäre ein Tor, wenn er nicht zugriffe. Warum hatte er eigentlich gezögert, als Feddersen ihm dieses ehrenvolle, großzügige Anerbieten machte, welches innere Hemmnis bewog ihn, sich Bedenkzeit zu erbitten? Er sann den Worten des Fabrikanten nach: „Ich will, daß mein Werk nach meinem Tode nicht verloren geht oder in fremde Hände kommt, sondern meiner Tochter, meinem einzigen Kinde, erhalten bleibt. Um Helgas willen."

Da schoß ihm das Blut so jäh nach dem Kopfe, daß er stehen bleiben und sich den Schweiß von der Stirn trocknen mußte. — — — Um Helgas willen. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen: Das war der Preis! — — —

Er sah das schöne lange Mädchen im Geiste vor sich stehen, er empfand den prickelnden Reiz ihres Wesens und Temperaments, er dachte an alle die kleinen und großen Gunstbeweise, die sie ihm gegeben hatte, auch daran, wie sie gestern im Saale des Tivoli mit ihm getanzt und hingebungsvoll in seinem Arm gehangen, wie sie ihn vor allen anderen ausgezeichnet hatte. Hingenommen hatte er das alles mit einem befriedigenden, vielleicht auch berauschenden Empfinden und doch hatte er sich keine ernsten Gedanken darüber gemacht. Erst die heutige Andeutung Feddersens, sein Angebot hatten ihm die Binde von den Augen genommen. Er war sehend geworden und wußte, daß es nicht nur der Wunsch des Vaters war, sondern daß er auch bei der Tochter nicht vergeblich anklopfen, daß ihm hier alles werden würde, was er verlangte: Liebe, Glück, eine gesicherte Zukunft, ein reiches Erbe, ein stolzer Besitz und — ein junges schönes Weib.

„Das ist Leben — Leben!" hörte er sie sprechen und dabei vergegenwärtigte er sich das heutige Zusammensein mit ihr. Was hatte sich hinter dem neckischen Spiel verborgen, was ihre leidenschaftlichen Worte bekundet, und was ihm aus ihren Augen entgegengeleuchtet! Süßeste Verheißung.

Da packte ihn ein Rausch.

Zugreifen, nehmen! — Es gab für ihn kein Zögern mehr und morgen schon sollte Feddersen es erfahren: Ich bin bereit!

Doch plötzlich, was war das? Was preßte ihm das Herz schmerzhaft zusammen, was machte ihm das Blut in den Adern stocken?

Ein anderes Bild tauchte vor seiner Seele auf, ein süßes, holdseliges Gesicht mit strahlenden Blauaugen und vertrauendem Kinderblick: Maren, des Uhrmachers Töchterlein in bezaubernder Frische und Anmut.

Da ging ein Aufstöhnen durch seine Brust und ein Kampf begann darin zu toben, wild und verzehrend. Von zwei Meeren fühlte er sich umschlungen, die Fluten drohten den Damm einzureißen und alles zu überschwemmen, so daß er nicht wußte, wohin sich retten.

Qualvolles Rätseln seiner Seele!

Immer weiter rannte er in seiner Not und Qual, aber die Wasser verfolgten ihn, sie lockten und schmeichelten und drohten.

Abgehetzt, schweißtriefend kehrte er endlich spät in der Nacht heim. Die Umrisse der gewaltigen Fabrikgebäude mit den riesigen Schornsteinen hoben sich gespenstisch aus dem Dunkel hervor. Am Himmel ballten sich Wetterwolken.

Er ging in sein Zimmer, setzte sich vor seinen Schreibtisch nieder und vergrub das Gesicht in beide Hände. Draußen blitzte und donnerte es. Der Himmel öffnete seine Schleusen und der Regen strömte. Er beachtete es kaum. Erst beim Morgendämmern suchte er sein Bett auf.

Am nächsten Morgen reisten Helga und ihre Mutter nach Wyk. Vor der Villa stand das Auto bereit, das die Damen nach dem Bahnhof bringen sollte.

Helga spürte etwas von Reisefieber in sich oder war es die Erwartung? Volkers hatte versprochen, sie nach dem Bahnhof zu geleiten und sie wußte, er werde sein Wort halten.

Von dem Diener, der das Handgepäck trug, gefolgt, schritt sie an der Seite ihrer Mutter — von dem Vater, der schon in eine Sitzung gegangen war, hatten sie sich vorher verabschiedet — die Treppe hinunter zu dem haltenden Auto. Da kam Volkers schon auf sie zu und begrüßte sie und ihre Mutter mit dem gewohnten Handkuß. Helga strahlte ihm entgegen, aber es war jetzt keine Zeit, sich lange aufzuhalten. Man nahm im Auto Platz und fuhr ab.

Als Volkers ihr gegenüber saß und sie in sein Gesicht sah, merkte sie erst, wie bleich und übernächtigt er aussah, auch war sein Wesen entgegen seiner sonstigen liebenswürdigen neckischen Art heute ungewöhnlich ernst. Was hat er nur? fragte sie sich erschrocken und enttäuscht. Sie wußte, daß er solide war und niemals ausging und hatte keine Ahnung davon, daß er die halbe Nacht umhergeirrt und darauf in seinem Zimmer gesessen hatte, um einen schweren Kampf, den Kampf zwischen zwei Meeren, auszufechten.

Man sprach zunächst von Nebensächlichem und Naheliegendem, von dem Abgang des Zuges, der Dauer der Reise und Ankunft in Wyk.

Da knüpfte Helga an:

„Wann werden Sie uns in Wyk besuchen, Herr Volkers?"

Ein blitzschnelles, unmerkliches Zucken lief über sein Gesicht:

„Das kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen, gnädiges Fräulein," antwortete er ausweichend.

„Sie versprachen es mir."

Wie ein schmollendes Kind sagte sie es, aber ehe er noch antworten konnte, hielt das Auto vor dem Bahnhofsgebäude und ritterlich half Volkers den Damen beim Aussteigen.

Während der Diener die Billets und Gepäckaufgabe besorgte, standen sie auf dem Bahnsteig. Helga versuchte, den gewohnten neckenden Ton anzuschlagen, aber als Widerhall fand sie nur ein flüchtiges Lächeln.

Da fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein. Volkers half den Damen beim Aussuchen des Abteils und beim Einsteigen.

Aus dem Abteil heraus reichte Helga ihm noch einmal die Hand.

„Glückliche Reise und viel Vergnügen, meine Damen!"

Darauf wurden die Türen geschlossen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Aus dem Fenster heraus winkte Helga ihm zu; er schwenkte seinen Hut. Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, sank sie mit einem Seufzer auf ihren Sitz zurück:

„Volkers war heute so sonderbar, so steif und förmlich, fandest du nicht auch?" fragte sie ihre Mutter.

„Hm," machte Frau Feddersen — sie waren allein im Abteil — „er sah nicht so frisch aus wie sonst — vielleicht fühlte er sich nicht ganz wohl oder er hat schlecht geschlafen. Im übrigen war er doch ritterlich und zuvorkommend wie sonst."

Helga schüttelte den Kopf.

„Nein — er war nicht wie sonst. Was mag er nur haben?" Ihre Stimme zitterte.

„Darum mache dir keine Gedanken, Kind," beschwichtigte die Mutter. „Ich begreife dich überhaupt nicht —"

„Wir hätten nicht reisen sollen," warf Helga unmutig ein.

„Wir reisen doch jedes Jahr und verbringen Juli und August in unserm Haus in Wyk," bemerkte Frau Feddersen.

„Aber gerade diesmal hätten wir daheim bleiben müssen," beharrte sie.

„Volkers wird nach Wyk kommen!" versuchte die Mutter von neuem zu trösten.

„Hörtest du nicht, wie er mich abwies?" fragte sie mit bebender Stimme und nahe am Weinen.

„Warte es doch ab."

Da lachte Helga nervös auf, aber es klang wie ein Schluchzen.

*

In Maren war seit jenem Abend in Tivoli, der ihr eine so bittere Enttäuschung und Erkenntnis gebracht hatte, eine Veränderung vorgegangen. Sie, die sonst wie eine junge Lerche in den Sommermorgen gejubelt und das Leben so leicht und froh genommen, gescherzt, gelacht und gesungen hatte, ging jetzt still und gedrückt im Hause umher.

Die Wunde, die sie empfangen hatte, war noch zu frisch; sie blutete und schmerzte am meisten dann, wenn sie versuchte, nach außen hin die Alte zu erscheinen. Der ahnungslose Vater durfte nichts merken von seines Kindes Leid und die treue Mutter, deren Augen oft so bange prüfend auf ihr ruhten, sollte sich nicht sorgen und grämen. Aber wie schwer war ihr dieses Verbergen, wo sie ihr Leid hätte hinausweinen und hinausschreien mögen, um sich das Herz zu erleichtern.

Am Mutterherzen ist jetzt dein einziger Platz, hatte die Mutter ihr gesagt und sie fühlte das auch mit ihrer zärtlichen Kindesliebe. Dennoch drängte es sie fort von Neumünster, weit fort.

(Fortsetzung folgt.)



Großfeuer vernichtet 24 Boote

Nächtlicher Brand in Niederschöneweide.

Berlin. In der Berliner Straße 36 in Niederschöneweide brach auf dem Grundstück des Niederschöneweider Rudervereins an der Spree ein Großfeuer aus, das das Bootshaus des Klubs mit vierundzwanzig Sportbooten und eine angrenzende Wohnlaube vernichtete. Der Sach- und Materialschaden ist bedeutend und nur zum Teil durch Versicherung gedeckt.

Als die örtliche Feuerwehr anrückte, stand das ungefähr 150 Quadratmeter große Bootshaus bereits in voller Ausdehnung in Flammen, so daß dritter Alarm gemeldet und zwei weitere Züge sowie ein Feuerlöschboot zur Verstärkung herangeholt werden mußten. Aus vier Rohren wurde unaufhörlich Wasser gegeben, und erst nach dreistündiger Arbeit gelang es, das Feuer zu löschen. Um ein Wiederaufflackern des Brandes zu verhüten, blieb bis in die späten Vormittagstunden eine Brandwache in der Berliner Straße zurück.

Dem Feuer ist der gesamte Bootsbesitz des Rudervereins zum Opfer gefallen. Auch das daneben gelegene Wochenendhaus ist restlos niedergebrannt.

Saargebiet als Schmuggel-Paradies

Berlin. In der letzten Zeit wurden französische Erzeugnisse aller Art, vornehmlich Parfüms und Puder, nach Deutschland eingeführt und hier vor allem in Berlin zu Spottpreisen verkauft. Die Angebote lagen bis zu 70 Prozent unter den Detailpreisen der deutschen Geschäfte. Die wilden Händler behaupten, die Ware stamme aus einer Konkursmasse, die Polizei vermutete, Diebesware gefunden zu haben, und erst durch einen Zufall kam man hinter den wahren Ursprung der Ware. Ein Konsortium hatte sie von Frankreich über das Saargebiet nach Deutschland eingeführt. Ein paar findige Köpfe waren auf die Idee gekommen, die eigenartige Sonderstellung des Saargebietes auszunutzen, um einen schwunghaften Schmuggelhandel in die Wege zu leiten. Anfangs waren es nur kleine Posten, die man über die Grenze brachte, das Geschäft rentierte sich jedoch derart, daß man eine große Organisation aufzog, die ihren Hauptsitz in Paris hat. Die dort aufgekauften Waren wurden ohne Schwierigkeiten ins Saargebiet befördert und gelangten von dort zollfrei mit dem Auto oder der Straßenbahn in reichsdeutsches Gebiet. Hier wurde sie von Vertretern in Gaststätten, Vergnügungslokalen, Theatergarderoben und in den Privathäusern verkauft. Als man sich immer sicherer fühlte, stellte man Straßenhändler an, die unter den Augen der Polizei die Ware dem Publikum anboten. Auch Wein ist auf diese Weise von Frankreich eingeführt worden und fand in den großstädtischen Bars und Nachtlokalen reißenden Absatz. Sogar mit Seidenwaren hatte man bereits Versuche unternommen. Da sich die Organisation unzähliger Mittelsmänner bedient und die Verhältnisse genau kennt, ist es für die Behörden außerordentlich schwer, die wirklichen Täter zu fassen. Außerdem ist es fraglich, ob überhaupt rechtliche Unterlagen zum Einschreiten bestehen, weil durch das etappenweise Befördern der Waren ein Verstoß gegen die Zollgesetze kaum nachgewiesen werden kann. Die deutsche Wirtschaft und auch der Staat haben einen empfindlichen Schaden durch dieses Treiben, das schon monatelang währt, erlitten. Man kann dem Schmuggel aber nur dann einen Riegel vorschieben, wenn die Grenzregelung für das Saargebiet geändert wird. Wahrscheinlich werden von deutscher Seite bei der französischen Regierung entsprechende Schritte erfolgen, zumal auch die Wirtschaftskreise ein offizielles Eingreifen gefordert haben.

Wieder eine Gefängnisrevolte in Amerika

Neuyork. Eine Sträflingsrevolte im Staatsgefängnis von Utah wurde durch die Unerschrockenheit eines Gefängnisaufsehers schon in den Anfängen erstickt. Den Anführern des Aufstandes war es gelungen, aus eingeschmuggeltem Material Bomben zu verfertigen und im Gefängnishof zur Explosion zu bringen. Das war das Zeichen zum Beginn der Revolte, auf das hin aus allen Zellen die Gefangenen zum Ausgang stürmten. Ein Aufseher stellte sich ihnen aber in den Weg und es gelang ihm, die Meuternden so lange aufzuhalten, bis die Wache die Tore geschlossen hatte.

Die eingeschlossenen Häftlinge schleppten den überwältigten miteingeschlossenen Wächter in die entlegenste Zelle. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen der Wache draußen und den Gefangenen innerhalb der Mauern, wobei ein Häftling getötet wurde. Schließlich verlangten die Gefangenen als Preis ihrer Uebergabe das Leben des Oberaufsehers Dawis. Dawis befahl, das Feuer einzustellen, öffnete das Tor und trat unbewaffnet unter die Gefangenen, die er mit einigen Worten zur Besonnenheit zurückführen konnte. Der eingeschlossene Wächter wurde darauf von den Häftlingen freigegeben.

Gratispassagier im „Graf Zeppelin"

London. Wie die Blätter aus Recife in Brasilien melden, hat Dr. Eckener auf der Rückfahrt nach Europa einen Gratispassagier mitgenommen. Es ist dies ein junger Deutscher, der vor einiger Zeit nach Brasilien ausgewandert ist und dem das Glück nicht hold war. Als die Nachrichten, die er nach Hause sandte, immer trüber und kleinlauter wurden, faßte sich seine Mutter in Deutschland ein Herz, fuhr nach Friedrichshafen und bat Dr Eckener, ihr den Jungen wieder nach Hause zu bringen. Eckener konnte dieser Bitte einer Mutter nicht widerstehen, und so hat der junge Mann, was er sich wohl niemals hat träumen lassen, die Reise über den Atlantischen Ozean im Luftschiff gemacht.

Der Parnas in Flammen

Athen. Die nördliche Umgebung der Stadt Athen wird stark durch den ausgebrochenen Brand des berühmten Berges Parnaß bei Athen gefährdet, der bereits Tausende Hektar herrlichen Pinienwaldes vernichtet hat Ein Dorf fiel bereits den Flammen zum Opfer, während mehrere andere polizeilich geräumt werden mußten. Die attischen Gemeinden Acharnae, Sfendali und Aphidnaes sind von Flammen angegriffen Auch die Sommerresidenz des Staatspräsidenten Zaimis, der sich vor der Feuersgefahr nach Athen begab, die Villenkolonie Kephissia, soll in der Gefahrzone liegen. Der frühere Sommersitz des Königs Konstantin, Tatoi, ist von den Flammen angegriffen. Die ausgedehnten Sperrmaßnahmen können die Feuerausdehnung nicht verhindern. Starke Militärabteilungen sind bisher zur Unterstützung der Bauern vergeblich zur Eindämmung des Brandherdes herangezogen worden, der eine größere Ausdehnung hat als das Großfeuer in Tatoi im Jahre 1916.

Aus der Frühzeit des deutschen Tennis

Das deutsche Tennis hat sich in diesem Jahre mit der Weltmeisterschaft der sympathischen Cilly Außem zu so stolzer Höhe emporentwickelt, daß man eine kleine Episode aus der Frühzeit des deutschen Tennissports erzählen darf. Als der englische Tennisspieler Robin H. Legge zu Beginn der 80er Jahre als Student von Cambridge nach Leipzig übersiedelte, nahm er natürlich auch seine Tennis-Utensilien mit auf die Reise. Zusammen mit einigen anderen Engländern gründete Mr. Legge einen Tennisklub in Leipzig. Aber die Leipziger strömten in solchen Mengen herbei, um zuzusehen, daß der Straßenverkehr neben dem Platz stark behindert wurde. Schließlich verbot die Polizei das Spielen im Freien, und die Söhne Albions mußten sich in eine große Halle zurückziehen, um Tennis zu spielen. Eine Anzahl Glasspiegel mußte dran glauben. Noch netter war das Erlebnis mit einem Zollbeamten des damals noch königlichen Sachsen. Er fragte angesichts des Raketts, was für eine Art von — Musikinstrument das sei. Erst nach längerem Hin und Her gelang die Aufklärung. Aber nun erhob sich die Frage wie man einen solchen Gegenstand zu verzollen habe. In dem amtlichen Warenverzeichnis fand sich keine Position „Rakette". Nach zehn Tagen hatte St. Bürokratius endlich die Lösung gefunden: Die einzelnen Bestandteile des Tennisschlägers wurden einzeln verzollt, also die Saiten, die dünnen Lederstreifchen, das Holz und sogar die Eisennägel! Genau 97 Pfennig Zoll hatte der Englishmann für sein geliebtes Rakett zu blechen.